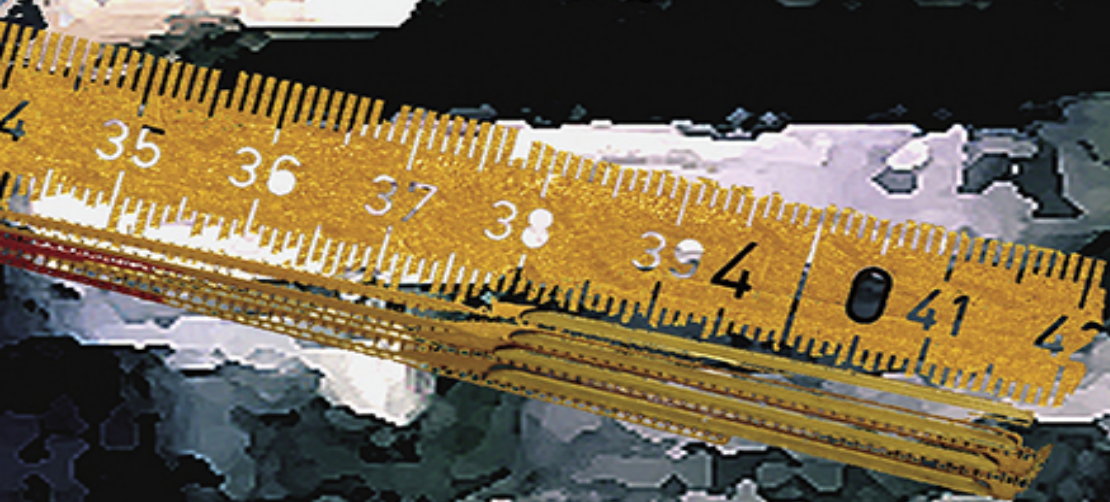


Rainer B. Jogschies



DER BUCHMESSER
RELOADED



Inhalt

Zeithöhe

Statt einer Einleitung: Rückblicke auf die Achtziger
und die Jahre 2003 und 2009

Makulierte Lieben

Nachwort zur Originalausgabe, 2004

Autor verschwindet

Fragen, 2009:

Warum es trotz Verlagen, Buchhändlern und Autoren
immer noch Bücher geben sollte ...

Der Autor

Biographische Notizen

Zeithöhe

Statt einer Einleitung: Rückblicke
auf die Achtziger und auf
die Jahre 2004 und 2009



Wenn Sie dieses Buch lesen, ist es schon „zu spät“. Denn die Zeit, in der dessen Handlung spielt, ist längst vorbei. Doch was darin beschrieben wird, ist damit noch nicht vorüber – es liegt teils erst noch vor uns.

Das ist kein Widerspruch, im Gegenteil.

Die folgende Geschichte spielt zwar in einer vermeintlich fernen Zeit: den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts. Alles ist seither anders geworden, sagt man so

- doch nichts hat sich verändert. Man muss nur genau hinsehen.

Aber das ist nicht so einfach.

Denn die Gegenwart wird oft als „die Realität“ überschätzt. Kaum etwas ist jedoch unwirklicher als jene Eilfertigkeit, mit der ein Alltag gerade so angenommen wird, als sei er überhaupt und von vornherein der ersehnte Beginn der Ewigkeit. Mit solchem erstarrten Gegenwartsverständnis macht bei jedem Rückblick das eigene Leben „Sinn“ - und sei es noch so bescheiden: Alles wurde, wie es war und wie es selten genug sein sollte - so wurde es, so war es.

Der Blick zurück - zumal in Büchern - zeigt oft schon eher, wie wir uns in der jeweiligen, bereits vergangenen „Gegenwart“ verzettelten; egal in welchem Jahrzehnt oder Jahrhundert, egal, ob „realistisch“ betrachtet oder „unrealistisch“, ob „nüchtern“ oder „verträumt“. Im Rückblick wirkt manches ziemlich verrückt, so wie es aufgeschrieben wurde. Wörtlich „verrückt“ zu dem, wie wir es erwartet hätten - wohl auch, weil wir amüsiert ahnen, was das Damalige mit dem verfahrenen Heute zu tun hat. Die seinerzeit schon absehbaren Auswirkungen nehmen wir aber oft erst viel, viel später wahr - wenn es uns denn in den Kram passt ... Vorher konnte ja „keiner ahnen“, dass ...

Mit einem Blick zurück sind Sie also stets auf der Höhe der Zeit.

Und wie es auf Höhen so ist: Man kann sich nicht nur nach hinten umsehen, wie auf engen Straßen, sondern in alle Richtungen, weit über das Gelände. Wenn man Glück hat, erkennt man sogar den eigenen Standpunkt, von dem aus man sich umsieht.

Was also können wir in diesem Buch über eine Buchmesse irgendwann in Frankfurt/ Main wieder sehen, das heute nicht so wäre - oder erst heute so ist? Gleich zu

Beginn kollidieren vor dem Messegelände beispielsweise einige US-amerikanische Soldaten mit einem Zivilisten. Seit einiger Zeit hat man sich schamlos angewöhnt so etwas „Kolateralschaden“ zu nennen. Allerdings müsste man für solch eine Situation heutzutage eher nach Bagdad reisen – und es ginge gewiss nicht so glimpflich aus wie in dieser Erzählung, sondern es gäbe gleich zu Anfang viele Tote und Verstümmelte.

In einer späteren Szene überwältigen nervöse Polizisten einen mutmaßlichen Terroristen – mit einer Kofferbombe, so fürchten sie. Damals nannte man Sprengstoff in einem Behältnis nur noch nicht so. Und was damals peinlich lächerlich wirkte, heute wäre es tödlich „realistisch“.

An den eigenen Ängsten und der allgemeinen Hysterie hat sich seit dieser vermeintlich harmloseren Situation wenig gewandelt.

Damals galt es andererseits und allerdings im Großen und Ganzen noch als wenig „realistisch“, dass die „Ost-West-Konfrontation“ ein jähes Ende haben würde und das nicht einmal mit Schrecken. Obwohl die Jahrzehnte seit den Fünfzigerjahren das Zeitalter der „Abschreckung“ genannt wurden: Der bloß „kalte“ Krieg und das „Blockdenken“ machten eine völlig unspektakulär banale „Öffnung“ der Grenzzäune unmöglich, „unrealistisch“ – und doch fand sie 1989 so statt, mit billigem Sekt und Bananeneinkäufen. „Die Mauer“ wurde wenig später ganz aufgegeben wie ein Gebäude mit Hausschwamm. Aber in den Köpfen lagert noch ihr Mörtel und verhindert ein fortschreitendes Denken.

Die eigentliche, wenn auch eigenartig nebensächliche Geschichte des Buches handelt von einem Manuskript über den Unsinn eben der Abschreckungsphilosophie mit Atombomben. Der Autor in der Erzählung «Der Buchmesser», der dafür einen Verleger sucht, wird belächelt.

Wieso eigentlich?

Man weiß es heute nicht (mehr).

Wie denn? Noch im Februar 2008 nahm jedenfalls kaum jemand Anstoß daran, dass Carla Bruni auf den französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy „scharf“ sei, wie Agenturen ohne Rücksicht auf die eigene Obszönität meldeten, weil jener über Nuklearwaffen verfüge. Und als geradezu selbstverständlich war ein Gutachten der britischen „Sicherheitsexperten“ Dan Plesch und Martin Butcher vom 28. August 2007 hingenommen worden, wonach der Iran nötigenfalls innerhalb weniger Stunden mittels Atombomben von jeweils 300 Kilotonnen gegen die elf vermuteten iranischen Massenvernichtungswaffenlager und trotz durchaus kalkulierter „Kollateralschäden“ insgesamt atomar ausgelöscht werden könne - mit nahezu drei Millionen „sofort Getöteten“. Die USA hätten, so Plesch und Butcher, seit 2001 die Rolle des amerikanischen Strategischen Kommandos (US Strategic Command - STRATCOM), das früher als nukleares Abschreckungsmittel gegen die Sowjetunion diente, modifiziert, „um überall und jederzeit, rund um den Globus, nahtlos Maßnahmen mit maßgeschneiderten Wirkungen zu ermöglichen ...“

Im Januar 2008 schließlich forderten frühere Oberbefehlshaber aus den USA, Großbritannien, Deutschland, Frankreich und den Niederlanden eine „Reform der NATO von Grund auf“, um in einer „Groß-Strategie“ die drohende Verbreitung von atomaren und anderen Massenvernichtungswaffen zu stoppen, nötigenfalls auch durch einen „Präventiv-Angriff mit Nuklearwaffen“. Der „nukleare Erstschlag“ bliebe ein „unverzichtbares Instrument“.

Würde «Der Buchmesser» also erst 2008 „spielen“ - der Autor würde erst recht keinen Verlag finden, sondern offene Verachtung für seine vermeintlich altmodischen Überlegungen. Allerdings aus völlig anderen Gründen: Er wäre nun wiederum „unrealistisch“, weil alles so kam, wie er es befürchtete - die Abschreckungsthese galt gar nichts und

war so etwas wie vorgeschobene Scham angesichts maßlos geplanter militärischer und politischer Verbrechen.

Mit diesem Wissen und dieser aktuellen Weltsicht liest sich «Der Buchmesser» also ganz anders, zugegeben. Zum Glück geht es auch gar nicht so sehr um irgendeine Weltsicht, wer „recht gehabt“ hatte oder nicht, sondern darum, wie wir auf die Welt sahen – einst in Büchern, heute im Fernsehen.

Einst in den Achtzigerjahren hatten wir Angst vor irgendwo gebunkerten Bomben, die die ganze Welt zerstäuben könnten.

Und in den Neunzigerjahren sahen wir während des «Zweiten Golfkriegs», dem des George Bush senior, sogar im Fernsehen dabei zu, wie „intelligente Bomben“ einfach so und vor unseren Augen „ihr“ Ziel „chirurgisch“ trafen und dabei Tausende töteten – was wir lieber nicht sehen wollten und auch nicht gezeigt bekamen.

Bomben sind keine Skalpelle.

Sie sollen nicht heilen, sie töten. Militärs sind keine Mediziner. Gleichwohl wird so getan, als wäre es anders.

Das gilt als „realistisch“. Es ist so realistisch, als würde man einem psychisch labilen Mann, beispielsweise einem Alkoholiker, die Macht geben, nicht nur sich, sondern die Welt zu zerstören.

Auf solch einen Gedanken käme kein Mensch mit unbeirrbarem Blick für die Realität ...

Wie also sollten wir durch einen Rückblick mehr Sinn für die Wirklichkeit bekommen? Wenn wir uns mit Bedacht umwenden, wird der Blick nach vorn womöglich klarer. Die Schilderungen von der Buchmesse in den Jahren zwischen 1983 und 1989 wurden bei Lesungen nach der Erstveröffentlichung 2004 als scheinbar „überzogen“, gar „satirisch“ verstanden.

Beim erneuten Lesen wird hoffentlich deutlicher, was zwischenzeitlich wörtlich verrückt wurde gegenüber dem,

was wir heute als Wirklichkeit zu akzeptieren bereit sind.

Das Buch ist in Zeiten des weltweiten Internets dafür vermutlich das letzte verbliebene und das einzig statthafte Medium - und es steht nicht einmal gut darum, wie die Erzählung und die Schlusskapitel zeigen.

Dieses Buch «Der Buchmesser. Reloaded» erscheint fünf Jahre nach der Erstveröffentlichung und zwanzig Jahre nach dem Abfassen des Manuskripts.

Jochen Potröck unterstützte uns durch die Reaktivierung eines alten Personal Computers, um die Diskette aus einem Fünfeinviertel-Zoll-Laufwerk wieder lesbar zu machen.

Rolf Paysen half, die Datei so umzuformatieren und „einzurichten“, dass sie zum Druck verwendet werden konnte.

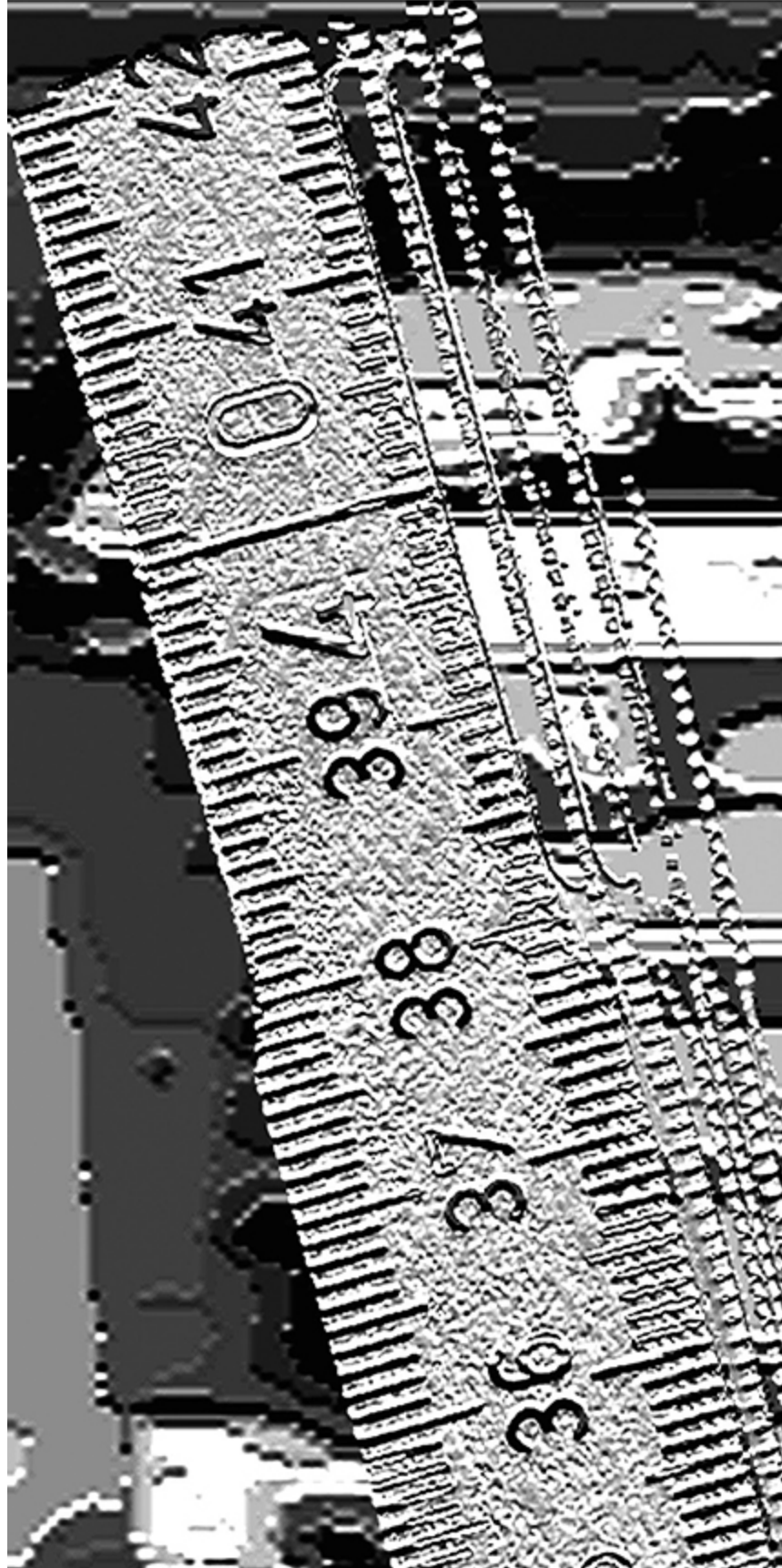
Am Ende des Buches wird vom Wandel derlei nützlicher Technik in einen Fluch die Rede sein - der „Autor verschwindet“ allmählich hinter den wirtschaftlichen und technischen Umständen seiner Arbeit (siehe S. 148 ff.).

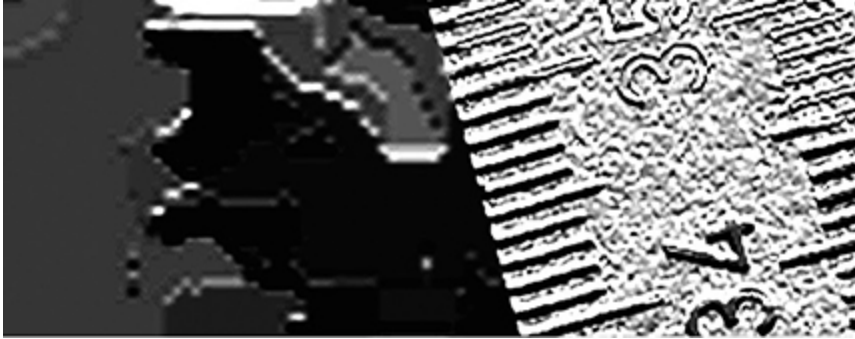
Daher war eine Neuauflage mit einer Kapitelergänzung zur Lage der Autorinnen und Autoren geboten. Und auch, weil die Leser- und Zuhörerschaft bei Lesungen so beharrlich nachfragte, was denn heutzutage das Buchschreiben noch ausmache. Nicht zu vergessen, dass zwischenzeitlich viele Vorträge und Seminare des Autors Rainer B. Jogschies in Universitäten und Medienakademien dazu beitragen haben, dass sich andere Autoren wenn nicht bestärkt, so doch sicherer fühlen sollten - und es mitnichten angesichts der teils noch kurioseren Umstände waren. Das war zu bedenken und aufzubereiten für Leserinnen und Leser.

Die Idee zu diesem Buch entstand aus den jährlichen Buchmesse-Besuchen seit 1983. Was hier zu lesen ist, musste allerdings nicht erst lange eronnen werden. Die handelnden Personen sind so frei erfunden wie Gedanken überhaupt nur „frei“ sein können. Ähnlichkeiten mit lebenden oder sogar mit lesenden Personen können nicht

ausgeschlossen werden. Sie sind aber unbeabsichtigt, wie überhaupt diese Erzählung vom Ende des Erzählens keiner Absicht folgt - außer der wehmütigen Hoffnung, dass nicht noch mehr mediale Analphabeten deutsche Schulen verlassen, die zwar einen Computer „vernetzen“, aber keinen Faden in einer Geschichte finden können, die „irgendwas mit Medien“ machen wollen, aber keine Tageszeitung lesen, die rasant geschnittene Video-Clips von Popbands und in der Werbung zu entziffern meinen, aber keinen Eisenstein-Schnitt entschlüsseln könnten, die lieber zu einer angesagt szenigen Lesung mit gastronomischen Pfiffigkeiten gehen als ein Buch in Ruhe selbst zu lesen, geschweige denn, dass sie mit einem Autoren reden können - über was auch immer, womöglich über sein Buch.

Antje Hadler, Verlegerin des Nachttischbuch-Verlags, Berlin
im Dezember 2008









Der Buch messer

Kurze Erzählung

vom Ende des Erzählens

Durchziehender Erfrischungswagen

Geteiltes Meer

Aufgefangenes Chlor

Personen schützen

Uncooles Outfit

Haltbarmachung von Lebensmitteln

Erste Reihe

Deftiger Sex

Katzenliebhaber

Laufmasche

Billett

Wie Post aus Flensburg

Peristaltik

Locke hinterm Ohr

Karussell

Samson Nite

1.

Durchziehender Erfrischungswagen

Eine Landschaft wird rasend vor den breiten Fenstern vorübergezogen. Innen hängen, bis auf halbe Höhe, vergilbte Rollläden hinab. Sie hemmen den flüchtigen Blick in flirrende Luft über wogenden Weiden, Hügeln, Sträuchern, sandigen Wegen. Am laufenden Meter Land mit verwischenden Bäumen und Büschen.

„Wie bei Signac“, sagt eine Frau in einem dunkelblauen Kostüm. „Wer?“ Ein hagerer Mann schreckt auf.

„Der Maler! Signac.“ Sie sieht ihn mitleidig an.

„Was? Wo?“ Er sieht zum Fenster hinaus.

Er sieht nichts. Jedenfalls nichts, das er erkennt. Das, was er an diesem Vormittag erkennen könnte, sieht er nicht. So ist es oft mit dem Reisen. Erst will man fort, dann kommt man scheinbar nicht von der Stelle. Wohin geht die Fahrt? Der Hagere weiß es in diesem Moment nicht recht. Er sieht hinaus, so gut es geht.

Ausgerechnet Flaschengrün tönt die Scheiben. Es filtert jenen Regenbogen aus Reizen da draußen nach innen zu einer rasend vorbeiziehenden Stumpfheit. Es dämpft. Bald schon endet jeder konzentrierte Blick in einem unaufmerksamen Blinzeln. Man schützt sich so dank solcher Scheiben vor einer Sonne, die selten scheint.

Heute ist allerdings eine Ausnahme. Milchige Herbststrahlen brechen durchs Glas ins Abteil. Das Grün und das Blinzeln wandeln das Licht zu so etwas Ähnlichem wie Fernsehflimmern. Das beruhigt.

Fehlte nur noch die besänftigende «Tagesschau» mit gut gelaunter, wacher Wetterfee. Man weiß dann: Die Welt ist

irgendwo da draußen. Weit weg. Jemand steht vor der Welt und liest sie uns vor. Er hat ihr den Rücken zugekehrt. Wir sehen ihn an.

Was gibt es Schöneres? Was auf der Welt? Was, als mitten in der Welt zu sein – und doch so fern. Was?

Der Hagere liest wieder. Lesen hilft ebenfalls, der Welt nah und fern zu sein. Jedenfalls bemüht er sich.

Doch die abgelegte Illustrierte zittert auf seinen Knien. Sie droht abzurutschen. Er ist es nicht gewohnt, so gedämpft und so undeutlich zu reisen. Mit Frauen, die ihn nach Kunst fragen.

Überhaupt ist es dieser Mann nicht gewohnt zu reisen. Und dabei auch noch zu lesen. Er zwinkert hinaus: „Natur! Ach, Natur.“

Die Kostümierte lässt die Augen kreisen. Sie wendet sich wortlos ab, hin zu einem streitenden Paar auf den Sitzen ihr seitlich gegenüber. Sie lauscht deren Gezänk.

Die geschwungenen Hügel und sanften Täler hinter Kassel-Wilhelmshöhe scheinen über dem grob klopfenden Takt der Schienenschwellen zu schweben. Sie treten auf wie süßliche Streicher oder auch wie sanfte Bässe.

Diese rollende Landschaft mit den Naturtupfen wandelt den allgegenwärtigen Maschinenlärm des Zuges zu Muzak, jener billigen Kaufhausmusik ohne einen Anflug von Ahnung des Bösen und Banalen in der Welt abseits der «Tagesschau».

In ausladenden Kurven, die zu beseitigen Bauarbeitertrupps überall entlang der Strecke angetreten sind, wird der dümpfelnde Klangbrei aus Rattern, Rauschen und Rumpeln kurzzeitig vom länger währenden Blick auf kahl geerntete Felder überlagert.

Dann plinkt es manchmal! Spätestens sobald das Auge etwas sieht, was das Ohr nicht hören kann. Oder etwas hört, das nicht zum Gesehenen passt. Das nicht zusammenpasst mit irgendwas. Von dem man nicht einmal weiß, dass es da ist oder wie es klingen könnte. „Plink.“ Es ist wie eine

überdehnte Saite, die vom gleichmütigen à tempo des Zuges plötzlich zurückspringt. Alles wird geradewerden. Alles wird begradigt gut. Dazu stehen Arbeiter am Damm, deren Schemen schneller als alles andere verwischen.

Einzig ein Baum ist aus dem vorbeiratternden Zug in der Ferne erkennbar. Wie ein eingefrorenes Fernsehbild. Wie ein Ziellinienfoto. Keine Farbkleckse, sondern klare Konturen, nur für einen Augenblick. Ganz wie ein Baum sein soll. Er steht auf einer Anhöhe am Ende eines Ackers nahe Fulda. Seine Krone ist goldgelb gefärbt. Oben allerdings mehr rötlich. Unten baumeln noch dunkelgrüne Blätter vom Frühsommer, aber schlaff. Der kurze Blick hat etwas Erhebendes, wenn schon nicht Erhabenes.

Jedenfalls ist auch dieses Farbspiel an diesem Tag in diesem Zug verwirrend. Die Natur kann sich eben nicht entscheiden! Der Hagere denkt angespannt darüber nach. Und auch wieder nicht.

Denn sein Blick irrt umher. Weder das flüchtige Draußen hält ihn, noch das gedämpfte Drinnen.

Da sitzt er nun in einem schwarzen Leinenanzug zwischen Städten, auf rasenden Hartplastikschalen mit aufgeklebten bunt melierten Mustern, die überhaupt gar nicht zu erkennen aber auch nicht abstrakt sind. Die «Deutsche Bahn» hält auf solchen Geschmack. Nur sie hat ihn. Der Hagere denkt auch darüber nach. Sein Anzug knittert davon.

Am Morgen noch ist es ihm wie eine Reise um des Reisens willen vorgekommen. Doch nun liest er, dass der Weg das Ziel sei. So steht es in einer jener Postillen zu lesen, die die Bahn sich für ihre Passagiere schreiben lässt: «Ihr Reisebegleiter» liegt auf den „Sitzschalen“ aus, im allgemeinen, grellen Bunt perfekt bunt und grell und allgemein versteckt. Man muss ihn nur gefunden und gelesen haben! Dann erkennt man das Reisen. Man ist begleitet.

Der Leser räkelt sich nach solch zerstreuer Lektüre. Wieder inmitten des Lebens! Inmitten der draußen verfliegenden Schönheit! Auch wenn sie fern und flüchtig scheint hinter den getönten Scheiben. Auch wenn sie nur einen Baum lang hält.

Äcker, Haine, Weite - Deutschland! Morgens ist es anders.

Mit hundertachtzig Kilometern in der Stunde sieht alles schön aus im Leben! Man muss es nur vom Zug aus sehen! Und gelesen haben, was da zu sehen ist. Und wie. Denn sehen kann man es nicht, selbst wenn es mal an Kunst erinnert.

„Es kommt noch anders“, sagt er leise. Als würde die Kostümierte nun auch ihn belauschen. „Es kommt immer anders!“

Auch er lauscht auf einmal. Als sei sein bestärkendes Wiederholen ein unerwarteter Hall. Er hört in sich.

Anders? Was für ein eigenartiges Wort: Anders. Anders als er denkt, dass es „anders“ kommen kann, kann es doch gar nicht kommen! Da kann er sich noch so oft wiederholen.

So ist es doch mit allen Überraschungen! Sie kommen eigentlich zunächst nur aus dem Mund. Einfach so. Da ist man „überrascht“, dass etwas „anders“ kommt. Dabei kommt es meist gar nicht „anders“, als man denkt. Auch wenn man es so sagt. Überraschungen „kommen“ meist aus einem Leben, das ansonsten gleichförmig läuft. Das Gleichförmige macht erst die vermeintliche Überraschung aus. Nämlich die vielmehr erwartete „Überraschung“, dass die so lang erlebte gleiche Form eben nicht immer gleich bleibt.

Niemand ist vor Überraschungen „sicher“ - so gleichförmig ein Leben auch sein mag. Aber das ist eine andere Geschichte. Dieser Mann im Zug beispielsweise ist es nicht gewohnt, zu früher Stunde schon die Wahrheit von der Wirklichkeit unterscheiden zu müssen. Wozu auch? Um einen Zug zu erwischen? Einen angeblich schnellen, der an

kleinen Bahnhöfen und vor Signalen auf freier Strecke herumsteht, als solle er nirgendwo ankommen? Als sei kein Ziel sein Weg?

Um halbsechs Uhr aufzustehen, erforderte nicht nur seinen unbändigen Willen, sondern geübte Bewusstlosigkeit.

Dieser Reisende kann mit beidem nicht umgehen. Er sinkt in sich zusammen. Er schreckt auf von den ihn umgebenden Eindrücken. Er sucht Halt. Er will endlich ankommen. Nur um nicht hier sein zu müssen. In einem Zug. In einer vorbeigezogenen Landschaft.

Am Abend hat er sich zweiundzwanzig Mal gesagt, er werde um „halbsechs“ wach. Den Wecker stellen, kommt nicht in Frage. Zu unnatürlich! Zu künstlich.

Ihm wird leicht schwindelig von seiner Zauberformel: „Halbsechs, halbsechs, halbsechs.“ Doch er ist sicher, dass er um halb sechs aufwacht.

Also schläft er erst gar nicht ein. Er sieht nach Mitternacht alle halbe Stunde auf die Uhr. Dann steht er um halb sechs schwindelig auf.

Das Duschen missrät. Die Seife schäumt nicht. Die Haare fallen fad. Dafür riechen seine Füße nach Pfirsich. Er hat die Flakons am Wannenrand nicht auseinandergehalten.

Er kramt im Halbdunkel Kamm, Ersatzschuhbänder, Boxershorts, Zahnbürste, Kekse und Heftpflaster in die Aktentasche zum Manuskript. Er will das Manuskript verkaufen. In Frankfurt! Auf der Messe. Der Messe!

Zusätzlich wird ein verbeulter kleiner Koffer mit Salami, Landbrot, zwei Mineralwasserflaschen und einem karierten kleinen Handtuch locker gefüllt. Der Inhalt purzelt durcheinander.

Er legt noch einen ungebügelt Slip hinein, damit das Glas geschützt wird.

Es muss höchstens drei Tage reichen. Zwei Übernachtungen in irgendeinem Hotel wird er sich gerade noch leisten können. Er hat sich zwei lange beiseite gelegte

Fünzigmarkscheine für die Unterkunft mit einer Sicherheitsnadel in der Hosentasche befestigt. Vielleicht wird er das Manuskript ja auch schneller an einen Verlag verkaufen. Es ist nie genug Gewohntes dabei, um sich in der Ferne vom Alltag erlöst zu fühlen. Denn was passt schon in so einen Koffer?

Ein Autor also kauert in einer der kunststoffbezogenen, engen Sitzreihen mit seiner schmalen Mappe flach auf dem Schoß. Sie ist eine fast maßgerechte Unterlage für die Bahn-Illustrierte. In ihr das geschützte Manuskript.

Der Koffer hat über ihm kaum Platz im Gepäcknetz gefunden. Die Flaschen klimpern darin. Stur sieht der Autor geradeaus. Als möchte er aufstehen und den schmalen Gang zu Ende gehen! Und wäre damit am Ziel. Gerade erst losgefahren und schon am Ziel. Endlich.

Anfangs starrt er noch dorthin, wo die Lok sein muss. Aber selbst in den weit ausladenden Kurven kann er sie an der Spitze nicht sehen. Vielleicht schiebt sie die Reisenden von hinten? Er spürt nichts. Er ist müde.

Den anderen Reisenden scheint das Reisen nichts zu bedeuten. Sie stört es noch weniger, dass Landschaft am Fenster vorbeigezogen wird wie in billigen alten Spielfilmen. Aber es ist kein Film. Sie lassen sich quer zum Land von einer dröhnenden Lok schieben oder ziehen. Vielleicht gibt es gar keine Lok mehr. Wer will es wissen? Der Fahrtwind jedenfalls pfeift wie ein Geschoss. Man hört es gefährlich nahen sobald die Hydrauliktüren den geknautschten Plastikübergang zwischen den Waggons kurz freigeben. Doch die Reisenden ruhen in den feucht abbürstbaren Polstern. Es stört sie nicht, in einem riesigen Geschoss zu reisen. Und sei es – wie bei Jules Verne – zum Mond.

Sie sehen einander dabei sogar zu. Oder sie sehen wie beiläufig hinaus.

Die tauben Fenster sind nicht zu öffnen. Das dicke Glas zeichnet weiche Spiegelbilder nach innen. Sie sehen sich.

Einige reden laut. Von der „Problematik der Gesamtschule“ ist am häufigsten zu hören. Sie sei als „Regeleinrichtung“ zu „egalitär“, behauptet die Frau von schräg gegenüber. Das Für und erst recht das Wider seien gerade erst auf dem „letzten Elternabend“ erörtert worden. Am vergangenen Dienstag, genau genommen.

Der junge Mann auf dem Sitz neben ihr schweigt verbissen dazu. Es klingt für die anderen Reisenden ohnedies wie Ehegezänk, was ihm sichtlich peinlich ist. Aber widersprechen wird er ihr nicht. Es gibt wohl nichts daran zu rütteln, dass ein Dienstag ein Dienstag ist.

Am Sonntag ist ein Mann „nach Hause“ gekommen, hört der Autor woanders, gleich neben sich. Womöglich ist er gemeint? Man spricht ihn an, eine warme Stimme, ein fast verschworener leiser Tonfall: Die Frau, die einen Künstler kennt – Signac. Ein Sonntag ist ein Sonntag.

Jener Sonntagsmann, der nicht Signac ist, sei gerade für drei Jahre „im Rheinhessischen“ stationiert. Das adrette Kostüm erregt sich. Sie wendet sich wieder ganz zu dem hageren Mann, der weder den Signac noch den anderen Mann kennt.

„Im Rheinhessischen stationiert! Ja. Aha.“ Der Autor grübelt.

Das Kostüm lässt nicht locker. „Einfach woanders stationiert!“ Und das, nachdem sie sich „nach schweren Jahren“ gerade erst eingelebt hätten! „Man glaubt es nicht! Einfach woanders hin!“ Jetzt gelte es zu bedenken, ob sie das Häuschen bei Itzehoe verkaufen sollten? Und das, obwohl „der Junge“ noch eine Hotelfachschule besuche und doch auf die elterliche Unterbringung angewiesen sei! „Das Haus wechselt man doch nicht einfach wie die Uniform.“

Kinder lärmten im schmalen Gang. Sie drohen die Speisekarte des durchziehenden „Erfrischungswagens“ Punkt für Punkt zu erproben. Daheim habe es vor der Abfahrt „nicht genug“ zu essen gegeben. Sie schreien. Sie quengeln. Sie betteln. Sie fordern. Der Autor presst sein

Manuskript enger an sich. Als könnte es gefressen werden. Er tastet danach. Aber er spürt durch das Leder nur den groben Holzkamm in der Aktentasche.

Die streitbare Elternabend-Mutter gibt Kleingeld. Es werde für Bockwurst mit Senf und ein in Plastik eingeschweißtes Brötchen reichen. Sie sieht den Kindern angeekelt nach.

Die Unterbrechung „erspart“ es ihr allerdings, wie sie angewidert murmelt, noch einmal auf die „sogenannten Argumente“ der „zumeist sozialistischen Gegenseite“ einzugehen – höchstvermutlich „zugunsten der Gesamtschule“, da sei Gott vor.

Der junge Mann an ihrer Seite rückt die Nickelbrille zurecht.

Der Autor schweigt. Es ist ihm weich um die Knie. Nicht der fehlende Schlaf, nicht das fruchtlose Müsli am Morgen lassen seine Waden leicht zittern. Es ist das Jahr harter Arbeit an der klapprigen Schreibmaschine, das so wie ein zu langes Orchesterstimmen noch in den Ohren kreist, wenn die Melodie bereits beginnt. Er zieht am Ohrläppchen, als wolle er Duschwasser aus dem Gehörgang melken. Es hilft nicht. Alles bleibt dumpf um ihn herum. Die Stimmen surren wie von Ferne.

In dem Faltblatt «Ihr Reisebegleiter» liest er nach, wie teuer ihn statt seiner Fahrkarte eine „Erster Klasse“ gekommen wäre: Siebzig Mark Differenz!

Er schüttelt den Kopf kräftig. Doch kein Wasser oder Schaum quillt hervor. Dann lehnt er sich beruhigt zurück. Noch weicher kann man doch nicht sitzen! Er versinkt geradezu. Wozu „Erster Klasse“? Hier könnte er sogar einschlafen!

Er sieht sich um. Keiner hat hier Respekt voreinander. In der „Zweiten Klasse“ tun alle so, als ob sie gleich wären. Und sie reden laut davon.

Die Kinder essen lustlos. Jedes malmt ein Würstchen je zur Hälfte. Der Senf dient ihnen zum Geschmeidigmachen der

herausgepopelten Brötchenteigkugeln, die sie mit Fingerschnippen in alle Richtungen verschießen.

Die Mutter belehrt den gerade von ihr neben sich enttarnten Studenten des Ingenieurwesens, dass „Chancengleichheit keine Frage von nur allzu oft zu geringem Intelligenzquotienten“, sondern eine der „lügnerischen gesellschaftlichen Moralität“ sei.

Die Kinder haben Beute bei ihr abgelegt. Sie quetscht restlichen Senf aus einer schmalen Plastikwurst. Auf den angeknabberten, halbierten kalten Saitlingen sieht die braune Masse wie rissiger Putz aus.

Die Kinder setzen wieder dem Imbisswagen rangelnd nach. Es sei noch Geld übrig, rufen sie fröhlich, genug für Sandwichs in Klarsichtfolie.

Der angehende Ingenieur windet sich. Er „entgegne“, sagt er vorweg, dass es um die Gerechtigkeit gehe, die Chancengleichheit eben.

Er „entblöße“ sich nur, sagt die Sozialismusverhüterin. Sein Stammeln „bringe kein Argument hervor“.

Sie kaut angewidert. Sie habe Deftigeres erwartet als den schlappen Anwurf „fehlender Differenzierung“! Wenn sogar so einer wie er habe studieren dürfen, könne es „um die Chancengleichheit ja wohl nicht so schlecht bestellt“ sein.

Von der Seite räumt die Offiziersgattin eine „gewisse Lebensunerfahrenheit“ jenes „jungen Mannes“ ein: „Student eben!“

Sie versucht sodann vergeblich, die Themen Itzehoe und Verteidigungsbereitschaft im „Großraumwagen“ offen anzusprechen.

Niemand weiteres hört ihr zu. Niemand scheint zuzuhören.

Ob der Hagere denn, der „so vielsagend“ schweige, an ihrer Stelle das erst zu vier Fünfteln abbezahlte, in Eigenhilfe gebaute Häuschen bei Itzehoe verkaufen und zu ihrem „stationierten Mann“ ziehen würde?

Der Autor schweigt.

Er schüttelt energisch den Kopf. Warum sollte er zu einem Offizier ziehen? Von dem er mittlerweile allerdings schon die Schuhgröße, die Haarfarbe und das Lieblingsschlipsmuster weiß. Das allerdings so gar nicht mit der Uniform harmoniere. Jedenfalls mag er sich unter diesen Umständen nicht entscheiden, ob er sich denn an jedem Wochenende dieses Pendeln durch die Republik würde zumuten mögen.

Die Verteidigung des Vaterlandes sei das eine, sagt die Frau. Man nehme ja schon Manches auf sich. Aber das gehe doch zu weit!

Der Autor nuschelt: Es sind mehrfach überarbeitete Zeilen aus seinem Manuskript, mit denen er sich nie recht hat anfreunden können. Nun perlen sie plötzlich.

Sie sind zwar keine Antwort. Aber immerhin. Die Mutter des Hotelfachschülers nimmt das Abweichen zunächst wortlos hin.

Doch dann greift die Offiziersgattin an, gerade so als habe er ihr widersprochen wie jener enttarnte Ingenieurstudent der bekennenden Ganztagsgegnerin. Es gehe ja schließlich überhaupt um die „unbestreitbare Lebensqualität am Ort“: Da gäbe es „noch echte Nachbarschaft“!

Wenngleich sie die meisten in der Siedlung gerade erst vor drei Monaten „herzlich kennengelernt“ habe. Es gelte derzeit nämlich, sich gegen eine geplante Mülldeponie zusammenzuschließen. Ausgerechnet in der ehemaligen, sehr „romantischen Tongrube mit sommerlicher Bademöglichkeit“. So kam man „zusammen“.

Und dann sei noch das Thema einer „Asylantenunterbringung“ im leerstehenden Gebäude der ehemaligen Zwergschule auf sie „eingestürzt“. Es gehe doch nicht, dass „die“ von so weit „her kämen und die Arbeitsplätze und die Kultur kaputt machten“. Man habe ja nichts gegen diese Leute – aber als Nachbarn! Das verstehe er doch?

Er wisse nicht so recht, stammelt der Autor. Er sieht hilfeschend zum Fenster hinaus. Möglicherweise stelle sich das ja auf dem Lande anders dar als in großen Städten.

Sie schüttelt den Kopf, als könne er ihr gleich abgeschlagen werden. Er wolle doch gewiss auch „keine Neger in die Nachbarschaft einquartiert“ bekommen?

Reisende können unerbittlich sein. Besonders Mitreisende. Da gilt kein Gefühl. Nur Mitgefühl. Es gibt kein Entkommen. Ist der Zug erst abgefahren.

Ihm reiche schon das Altenheim in der früheren Reichswehr-Kaserne gleich nebenan. Und die Russlanddeutschen in den Sozialwohnungen um die Ecke seien auch nicht ohne! In Hamburg höre man an manchen Tagen schon gar kein Deutsch mehr.

Wie im Nebel hört er, eben hinter Fulda, beziehungsweise einige Sitze vor sich, dass es offenbar ernste Probleme mit Busfahrten zu den Pyramiden gäbe. In den pauschalen Programmen der Reiseveranstalter würden sie jedenfalls „im Unterschied zu Niltouren“ nicht genügend berücksichtigt: „Zu wenig Aufenthalt, zu teuer!“ Zwei onduierte Damen wissen es genau. Das sei eine Zumutung ohnegleichen!

Keiner hört auf sie. Nur der Autor bemüht sich, Altägyptisches und Touristisches gedanklich zusammenzubringen.

Kurz: Der Weg nach Frankfurt wird lang je näher man dem Main von Norden kommt. Von Hamburg bis Hannover geht es noch. Doch irgendwo dahinter liegt der magische Meridian der Reisenden, an dem sich ihr Leben unweigerlich hochklappt wie Plastikausziehtischchen an der Plastikabteiwand. Alles steht plötzlich in dem langgezogenen rasenden Raum unüberwindlich quer. Alles, was draußen solange still liegt bis es irgendwann mal über jeden kippt.

Der Autor schnappt nach Luft. Die Mappe hat feuchte Flecken von den Fingern. Er reist das erste Mal zur Messe. Er weiß nicht, wie er sich konzentrieren soll ohne Mulden in das Leder zu klammern. Nur um endlich sein Manuskript zu spüren! Er nestelt an der Deckellasche. Die Finger zittern. Er zaudert.

Dann kramt er linkisch zwischen Boxershorts, Zahnbürste, Kamm, Ersatzschuhbändern und Heftpflaster. Als wisse er nicht, wo das Manuskript liegt. Als finde er es nicht.

Es schlabbert lose zwischen den Reiseutensilien. Es knittert bei seinem Gewühle. Aber er zieht es nicht heraus.

Die Ganztagsmutter sieht ihm von schräg gegenüber ungläubig zu: „Haben Sie da drinnen etwa fotokopierte Pamphlete? Um unserem Studenten hier beizuspringen? Gesamtschulfreunde könnennie frei argumentieren! Die haben ja alle Papiere von irgendwoher. Alle ferngesteuert!“

Er winkt ab, als wolle er sich bekreuzigen. Das Manuskript bugsiert er unter die blauen Boxershorts.

Die Offiziersgattin lächelt verstört wie ein Filmvampir im Angesicht des Rosenkreuzes.

Der Autor steckt auch den «Reisebegleiter» in die Mappe. Als Andenken.

Ein Kollege hat ihm vor kurzem noch erzählt, dass man sich sowohl „auf dem“ als auch „auf den richtigen“ Weg zur Buchmesse „vorbereiten“ müsse: „Seelisch und skriptmäßig!“, sagt er, „besonders seelisch.“ Es sei wie eine Pilgerfahrt. Der Weg sei wichtig. Wie sehr, erfahre man dann meist erst am Ziel.

Darum würden die meisten Autoren zum Beispiel am Mittwoch fahren. Erfahrungssache. Weil die Buchhändler meist schon am Tag zuvor anreisen. Die müsse man meiden! Es ziehe „nur runter“ zwischen denen zu sitzen: „Pharisäer alle!“ Kümmerten sich mehr um die Schaufensterauslage als um die Buchinhalte!

Einige Autoren wählten besser gleich den Weg über die Wolken. Sofern der Verlag den Flug zahle!

Es müsse ja nicht einmal unbedingt schneller gehen. Hauptsache, man löse sich – vom Boden, vom Alltag, vom Schreiben. Seelisch eben.

Dem Autor ist übel. Er nagt Sätze, um sein Buch anzukündigen, skriptmäßig. Die Lippen bewegen sich. Aber es ist kein Wort zu hören. Es gibt die Sätze noch nicht. Er hätte sie sich erst schreiben müssen. In diesem einen Jahr hat er an der alten «Adler»-Schreibmaschine vergessen, was zu tun sein würde, wenn die weißen Blätter gefüllt und gelocht und abgeheftet sind. Sein Gemurmel klingt wie halbsechshalbsechshalbsechs.

Nun ist es zu spät. Der Zug ist lange abgefahren. Frankfurt wird unweigerlich auf ihn zugezogen. Er sitzt bloß da und hat nur noch Angst, dass er zu dem Offizier ziehen müsste. Selbst die Besonderheiten des Hotelfaches erschließen sich ihm trotz ausführlicher Schilderungen nicht mehr. Es kribbelt im Ohr. Er hört nur noch sich in sich. Wie im Schlaf. Doch beim Schlafen hat er schon alle Möglichen über sich reden hören.

Sein Manuskript ist am Vortag fertig geworden. Gerade gegen Mittag. Zu essen gab es nichts. Aber er nutzt die verbleibende Zeit bis zur Abreise auch nicht, über das weitere Vorgehen nachzudenken. Er trinkt bloß Sekt. Erst allein. Erst eine Flasche. Dann eine zweite mit der Nachbarin, die gerne Gedichte veröffentlichen möchte – aber kaum die Servietten beieinander behält, auf denen sie notiert sind.

Auf nüchternen Magen schwächt es die seelische Reisevorbereitung doch sehr. Vom Sachenpacken und Zurechtlegen der Argumente für sein Manuskript ganz zu schweigen.

Er wolle ohnehin „nur kurz auf der Messe von Stand zu Stand bummeln“, sagt er der neidischen Nachbarin